

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 147 (1868)

Artikel: Wie eine Geldheirat dem Weibe einen schrecklichen Tod und zwei Männer lebenslänglich ins Zuchthaus gebracht hat : eine appenzellisch-st. gallische Kriminalgeschichte aus dem Jahre 1866, nach den Akten dargestellt

Autor: Temme, J.D.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373342>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie eine Geldheirat dem Weibe einen schrecklichen Tod und zwei Männer lebenslänglich ins Zuchthaus gebracht hat.

Eine appenzellisch-schweizerische Kriminalgeschichte aus dem Jahre 1866,
nach den Akten dargestellt von J. D. S. Temme.

In dem Weiler Hasle in der appenzellischen Gemeinde Wolfhalden lebten zwei Leute, die keine glückliche Ehe mit einander führten. Die Schuld einer unglücklichen Ehe liegt gewöhnlich auf beiden Seiten. Hier wäre es auch so gewesen, wenn man dem einen Theile überhaupt zur Schuld etwas hätte zurechnen dürfen; die Frau war ein armes Geschöpf, so beschränkt an Geist, daß man sie vielleicht schwachköpfig nennen konnte. Aber auch der Mann war sehr beschränkter Geistes, wenn gleich er über der Frau stand. Gutmüthig und rechtschaffen waren sie beide und der Mann war früher stets ein braver, fleißiger und treuer Mensch gewesen. Dennoch lebten sie in dem schweren Unglück mit einander, das seinen Gipfel und sein Ende in dem schwersten Verbrechen finden sollte, durch welches seit Menschengedenken die Bewohner jener Gegend mit Schrecken und Entsetzen erfüllt waren.

Wie hatten die beiden Menschen so elend werden, wie hatte das empörende Verbrechen über sie kommen können?

Der Name des Mannes war Jakob Bischofberger; er war zu der Zeit, aus der wir von ihm erzählen, 31 Jahre alt. Anna, geb. Wettler, war der Name der Frau, sie war 47 Jahre alt.

Die Ehe war kinderlos. Sie bestand seit dem Frühjahre 1864, seit dritthalb Jahren zur Zeit des Verzeichnisses, von dem wir hier erzählen.

Jakob Bischofberger war in demselben Orte Hasle geboren, in welchem wir ihn ansäßig finden. Seine Eltern waren unbemittelte Arbeitsleute; er hatte noch vier Geschwister. Die Eltern hatten den fünf Kindern nur eine dürftige Erziehung können geben lassen. Aber das Leben der Familie war ein untadelhaftes; die Kinder schlugen gut ein, auch Jakob Bischofberger.

Bei ihm war es freilich fast zu verwundern. Er hatte den beschränktesten Geist, das Lernen wurde ihm sehr schwer; er mußte bis zu seinem sechszehnten Jahre in der Schule bleiben; dazu war er körperlich ungeschickt. Hätte da noch etwas Tüchtiges aus ihm werden sollen, so hätte

er einer um desto sorgfältigern häuslichen Erziehung bedurft. Sie wurde ihm nicht zu theil. Die Mutter wollte wohl dazu thun, aber der Knabe war der Liebling des Vaters und wenn die Mutter streng gegen ihn sein, für Fehler ihn züchtigen wollte, so gab der Vater das nicht zu und ließ ihm die Fehler durchgehen. So konnte in dem Knaben sich auch keine Willenskraft entwickeln und wie er geistig nur schwach begabt war, mußte auch sein Charakter ein schwacher und schwankender werden.

Und so war der Grund zu einem Verbrecher in ihm gelegt. Das schlechte Herz erzeugt weit seltener Verbrechen als der schwache Charakter, zumal wenn diesem nicht ein klarer Verstand zur Seite steht, der ihn die Gefahren und die Mittel zu ihrer Vermeidung erkennen lehrt. — Jakob Bischofberger blieb lange vor der Gefahr bewahrt.

Er konnte, wie gesagt, erst in einem Alter von sechszehn Jahren aus der Schule entlassen und eingesehnet werden. Sein Lernen hatte demnach nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Er wurde zuerst zu einem Weber in die Lehre gegeben. Allein er taugte zum Weber nicht. Er war bei seiner geistigen Beschränktheit zugleich körperlich ungeschickt. Er kam zu einem Bäcker in die Lehre. Es war auch da nichts. Man überzeugte sich, daß er überhaupt in einem Handwerke es zu nichts Nützlichem bringen werde. Er war nur als einfacher Arbeiter zu gebrauchen, als Knecht oder Tagelöhner. Er vermietete sich als Knecht. Im Juni 1864 trat er bei Richter Konr. Niederer im Spanisch-Hof bei Rheineck in Diensten. Er blieb 3 Jahre da. Man war zufrieden mit ihm. Als er den Dienst verließ, gab Niederer ihm ein Zeugniß, welches wörtlich lautete: „Es müsse ihm das Lob ertheilt werden, daß er gewissenhaft, treu, redlich, fleißig und gehorsam gewesen, daß er mäßig lebte, weder Trinker, noch Spieler war, sondern viel häuslichen Sinn zeigte und in jeder Beziehung eines untadelhaften, ehrbaren und rechtschaffenen Lebenswandels sich beflissen habe.“ Dieses Zeugniß war um so unparteiischer

ausgestellt, da es nicht eine Empfehlung für einen neuen Dienst sein sollte. Bischofberger wollte nicht ferner als Knecht dienen. Niederer bestätigte später zu der Kriminaluntersuchung: „Bischofberger sei einer seiner besten Dienstboten in Thätigkeit und Rechtschaffenheit gewesen.“ „In Beziehung auf seine geistigen Fähigkeiten habe er dagegen auf niederer Stufe gestanden; er habe zu seinen Dienstverrichtungen öfterer Anleitung bedurft, dazu habe er einen hohen Grad von Leichtgläubigkeit besessen und nie sich eine eigene Meinung zu bilden vermocht.“

Kleinig, rechtshaffen, treu, aber beschränkt, leichtgläubig, schwach! Und dabei hatte er noch einen besondern Fehler, eine Leidenschaft, die so besonders leicht gerade beschränkte Menschen beherrscht und schwache Charaktere auf Irrwege leitet. Geld und Reichthum leuchten immer dem beschränktesten Menschen ein, können den Schwärzsten zu Thaten antreiben.

Jakob Bischofberger wollte sein eigener Herr werden, sein eigenes „Heimwesen“ haben. Er konnte es nur erlangen und er wollte es erlangen durch eine reiche Frau. Es war das Alles so ganz seinem Wesen angemessen. Es sollte für ihn zu jener Gefahr werden, die ihn auf Irrwege leitete, zum Verbrecher machte.

Im Frühjahr 1864 hatte er eine Bekanntschaft mit einem Mädchen angeknüpft, die ein baares Vermögen von 1000 bis 1200 Franken besaß. Für seine Vorstellungen und für seine Lage war das ein Reichthum. Er hielt um die Hand des Mädchens an; sie war geneigt, ihn zu heiraten; sie machte nur eine Bedingung: er solle das Seidenweben lernen. Er hatte keine Lust dazu; er hatte schon früher das Weben nicht erlernen können. Das Verhältniß mit dem Mädchen löste sich in Frieden; sie sahen sich zum letzten Male auf dem Rheinecker Frühlingsjahrmarkt (1864).

Schon am andern Tage war Jakob Bischofberger Bräutigam, oder wieder Bräutigam.

Er war mit einem Maurerlehrling Johann Schmidt bekannt. Hatte er diesem von seinem Wunsche, ein reiches Mädchen zu heiraten, dabei gar von seinem Verhältniß zu dem Mädchen mit den 1000 Franken und dessen Auflösung gesprochen oder war eine andere Veranlassung da gewesen, genug, Joh. Schmidt hatte

ihn auf ein Mädchen aufmerksam gemacht, die ein bei weitem größeres Vermögen besaß als jene, mit der er oder die mit ihm gebrochen hatte. „Das Maidli“, sagte Schmidt zu ihm, „habe ein ordentlich Stück Geld und wenn sie auch nicht schön sei, so sei sie doch nicht so ungeschickt, und sie möchte ihn, den Bischofberger, heiraten.“

Das Mädchen war die Anna oder, wie sie gewöhnlich genannt wurde, Netze Wettler. Sie wohnte, da ihre Eltern todt waren, bei ihrer Schwester, einer verheiratheten Schmidt, in Rheineck. Ob diese Schwester eine Verwandte des Maurerlehrlings Schmidt war und dieser daher die Netze genauer kannte und wußte, daß sie den Bischofberger gern heiraten möge, geht aus den Akten nicht hervor. Es kommt nicht erheblich darauf an. N. Wettler war zu jener Zeit 44 — 45 Jahre alt, mithin 16 Jahre älter als Bischofberger. Sie war sehr häßlich, sehr harthörig, hatte eine näselnde Sprache. Dabei war sie im höchsten Grad geizig beschränkt; „sie verstand von den gewöhnlichsten Dingen des Lebens und der Haushaltung wenig oder nichts.“ „Sie war unglaublich dumm“, sagt ein amtliches Zeugniß über sie. Das alles hinderte Jakob Bischofberger nicht, um sie zu werben. „Das Maidli hatte ein ordentlich Stück Geld.“ Sie hatte mit Einschluß ihrer Aussteuer ein Vermögen von 3000 Franken; sie konnte, da ihre Eltern todt waren, darüber verfügen; er konnte mit dem Gelde sich ein Heimwesen kaufen und so sein eigener Herr werden; er konnte es sogar zu etwas noch recht Ordentlichem bringen, da sie vermögende Verwandte hatte, die ihn mit ihren Kapitalien unterstützen würden.

An das Alles dachte er, aber auch nur daran. Geiz und Habguth verblendeten ihn für das andere: für den Unterschied des Alters, für die Häßlichkeit, für die an Schwachstum grenzende geistige Beschränktheit des Mädchens, für andere Fehler, die er bald sollte kennen lernen.

Wie es nach den Akten scheint — etwas Bestimmtes wird darüber nicht gesagt — müssen seine Bekanntschaft und Verbindung mit ihr fast zusammengefallen sein. Für ihn hatte sie ja das Geld und sie hatte ihn heiraten mögen, was schon der Maurerlehrling Schmidt ihm gesagt hatte.

Sie hatte immer nur ans Heiraten gedacht und vom Heiraten gesprochen. Schon in früher

Jugend hatte sie stets gesagt, daß sie einen Mann haben wolle. Sie hatte ja Geld.

Geiz und Habsucht vermögen ein dauerndes Glück nie zu gründen. Haben sie eine Ehe, dieses heiligste Institut des Lebens, geschlossen, so ist das Unglück von selbst da.

Die Verwandten Bischofberger's rietben ihm von der Verbindung mit der geistig und körperlich verkümmerten ältern Person ab; es könne keine glückliche Ehe daraus werden. Die Verwandten des Mädchens stellten ihr das Gleiche vor; das Verhältniß sei ein unpassendes, es könne nur Unglück daraus entstehen! Sie sprachen von beiden Seiten vergebens. Bischofberger wollte Geld, die M. Wettler einen Mann haben.

„Dieser Handlung folgte der Fluch auf dem Fuße,“ sagt in seinem amtlichen Zeugnisse der Pfarrer von Wolfthalben. Der Fluch mußte folgen.

Bischofberger verließ den Dienst bei Niederer und zog mit seiner Frau nach Tobelmühle, gleichfalls in der Nähe von Rheineck. Er lebte hier als Arbeiter. Seine Frau hatte sein Hauswesen zu besorgen. Aber die verstand nichts davon.

„Sie konnte nicht kochen und nicht waschen, sie war zu nichts im Hause tauglich.“ Dabei wollte sie mit dem zähen Eigensinn des Schwachsinns „alles besser wissen“, wenn er sie ermahnte oder tadelte. So war schon sehr bald im Hause kein Friede mehr. Und außer dem Hause hatte Bischofberger es noch schlimmer. Wo er sich beklagen wollte, bald wo er sich nur sehen ließ, wurde er ausgelacht; „warum er eine so dumme, ungeschickte, häßliche, alte Person geheiratet habe.“

Bischofberger blieb dennoch der ordentliche und fleißige Arbeiter. Es konnte freilich nicht helfen. Bei der schlechten Wirthschaft der Frau mußten die Vermögensverhältnisse allmählig völlig zerrüttet werden. Er konnte nicht einmal seiner gewöhnlichen Arbeit nachgehen. Er mußte im Hause thun, was der Frau oblag, was sie nicht verstand oder wozu sie keine Lust hatte; er mußte sogar selbst waschen, wenn er es nicht durch fremde Leute wollte besorgen lassen. Dabei mußte er noch die Frau bewachen und behüten wie ein Kind, damit sie nicht durch ihre Ungeschicklichkeit und Unvorsichtigkeit mit Feuer und Licht und anderem ihn in noch größern Schaden bringe.

Der fleißige und ordentliche Mann sah zu seiner tiefen Bekümmerniß, der Unglückliche, der

nur um des Geldes willen geheiratet hatte, sah mit dem bittersten Verdrusse, wie sein ganzes Hauswesen mehr und mehr zurückgieng. Noch vermochte er sich oben zu halten. Er raffte sich sogar zu einem Entschlusse auf, der ihm bei seinem schwachen Charakter gewiß nicht gering anzurechnen war. Was er seiner frühern Verlobten abgeschlagen hatte, das begann er jetzt von selbst; er lernte das Seidenweben. Bei dieser Beschäftigung mußte er nicht immer außer dem Hause sein, er konnte dabei die Hausgeschäfte besorgen, seine Frau bewachen, die Frau konnte ihm gar dabei behülflich sein, sie sollte die Spularbeit verrichten. Das einfache Spulen werde sie doch wohl verstehen, meinte er. Er hatte sich auch darin geirrt; sie verstand es nicht und wenn sie es auch verstanden hätte, sie hatte keine Lust dazu. Die Schwach sinnige hatte zu keiner einzigen Arbeit Lust; „sie wollte und konnte gar nichts thun; sie lief am liebsten in der Nachbarschaft umher, um zu schwätzen.“

Es war eine schwere, traurige Lage; im Hause die Frau, die nicht arbeiten konnte und wollte, die nur eigensinnig ihm Widerworte gab und alles besser wissen wollte; außer dem Hause, wo er sich sehen ließ, Spott und Hohn, warum er die dumme, häßliche, alte Person geheiratet habe, was er denn nun von ihrem Gelde habe. Und dazu verringerte dieses Geld sich mit jedem Tage. Bischofberger wurde ein tief unglücklicher Mann. Er konnte sein Unglück nicht mehr tragen. Er hatte es selbst verschuldet, um so schwerer wurde es ihm. Er wollte sich von seiner Frau scheiden lassen. Er wandte sich an den zuständigen Pfarrer der Gemeinde Wolfthalben. Der Pfarrer erforschte das Zusammenleben der Ehegatten. Er sah wohl die tiefe Abneigung Bischofberger's gegen seine Frau; aber der Mann hatte ja von Anfang an diese Ehe ohne irgend eine Neigung geschlossen und die Frau verrieth sogar Zuneigung, statt Abneigung, gegen ihren Mann. So vermochte der Pfarrer keinen gesetzlichen Scheidungsgrund zu finden und er konnte dem Bischofberger nur überlassen, wenn er bei seinem Antrage beharre, diesen bei der nächsten „Frühlingsheggaume“ anzubringen.

Die Folge, die eintrat, war vorherzusehen. Der schwache Mensch wußte in das Unvermeidliche sich nicht zu fügen. Eine Zeit lang aller-

dings trug er seine Bürde noch mit Ruhe. Der Pfarrer hatte ihm eindringliche Vorstellungen gemacht, ihn zur Geduld ermahnt, zu einer liebevollern Behandlung seiner Frau, es werde dann vielleicht besser mit ihr werden.

Es wurde nicht besser mit ihr. So, wie sie war, konnte es auch nicht anders werden. Da nahm er sich selbst das Recht, das er anderswo nicht finden konnte, weil er eben kein Recht hatte. Er nahm es sich mit Gewalt, in roher, brutaler Weise. Er mißhandelte die Frau. Das Band der Ehe war dadurch innerlich zerrissen. Der Riß konnte durch das fortgesetzte Zusammenleben nur ein immer weiterer werden. Die rohe Gewalt mußte immer roher zur Herrschaft gelangen.

Der Verfall des Vermögens hielt damit gleichen Schritt. Zu Anfang des J. 1866 betrug das baare Vermögen der Frau nur noch gegen 1600 Fr. Ihre Verwandten schritten ein. Sie wurde bevogtet. Der Vogt scheint zugleich von einer andern Lebens- und Beschäftigungsweise der beiden Ehegatten ein besseres Verhältniß erwartet zu haben. Er kaufte ihnen mit ihrer Zustimmung im Hasle ein kleines Heimwesen. Ein eigenes Heimwesen hatte Bischofberger sich immer gewünscht. Er behaute es mit Gemüse. Beide Eheleute giengen mit den gewonnenen Früchten in der Umgegend haufiren. Der Mann fügte den Handel mit Obst, die Frau den mit Brot hinzu.

Eine Zeit lang hörte man von keinem Streit unter den Ehegatten mehr; die Frau klagte über keine Mißhandlungen des Mannes. Aber lange währte das nicht. Dem Manne war die Frau einmal verleidet; er war jung und kräftig, sie alt, häßlich und zu nichts zu gebrauchen. Auch mit jenem Handel war es bald nichts mehr; er gab ihr nur Gelegenheit, umherzulaufen und zu schwagen. Dazu durfte er sich nicht einmal über sein Schicksal beklagen; er wurde ja nur ausgelacht über eine solche Frau! Und zu dem kam das Bewußtsein, daß er dieses Schicksal selbst auf sich geladen habe, und dabei keine Aussicht, sich von ihm zu befreien! Ein Mann von festem Charakter als er hätte unterliegen können.

Jakob Bischofberger unterlag. Er sank von Stufe zu Stufe, immer tiefer, bis in den Abgrund seines empörenden Verbrechens hinein. Der ordentliche und fleißige Mann wurde unordentlich und versäumte seine Arbeit; die Ar-

beitscheu brachte ihn in die Wirthshäuser, das Wirthshausleben verführte ihn zum Trinken und Spielen. Das nichtsnutzige Leben erzeugte nichtsnutzige Gedanken in ihm. Du mußt deine Frau los werden; geht es auf dem einen Wege nicht, so muß es auf dem andern gehen; will uns das Ehegericht nicht scheiden, so scheide uns der Tod. Der Tod! So war der Gedanke an das schwerste Verbrechen in ihm erwacht, an den Mord, den Gattenmord. Und er scheute nicht vor ihm zurück. Die Geldgier trat wieder hinzu: „Wenn mein Weib auf der Seite wäre, so könnte ich doch etwas von ihr erben; ich hätte freiere Hand; ich könnte meinen Handel weiter ausdehnen.“ So giebt er selbst zu den Untersuchungsakten seine Gedanken an. „Könnte ich nur meine Frau los werden!“ hörte man ihn oft zu seinen Genossen sagen, ja sogar zu fremden Leuten.

Aber er war der schwache Charakter, dem die Thatkraft fehlte. Er wollte wohl den Tod der Frau, er pflegte den Gedanken des Mordes, aber selbst den Mord auszuführen, dazu gebrach es ihm an Muth. Ein anderer sollte für ihn die That vollbringen. Er fand den andern.

Er bewohnte im Hasle ein Doppelhaus. Den einen Theil hatte er mit seiner Frau inne; in dem andern wohnte eine Weberwitwe Meier mit ihren Kindern. Die Familie war nicht zum besten beleumdet; ein Sohn war geradezu ein ungerathener Mensch geworden. Johs. Meier war als Knabe gut geartet gewesen, trotz der schlechten Erziehung, die er im elterlichen Hause genossen. Er war dann in seinem 17. Jahre in die Fremde gekommen, um sich dem Metzgerhandwerk zu widmen. Als Lehrling hatte er sich noch gut aufgeführt. Darauf aber, namentlich im Engadin, im Tyrol und später im Kanton Appenzell hatte er sich, wozu allerdings sein Charakter ihn so leicht antreiben konnte, einem rohen und lüderlichen Leben ergeben; er war ein Trinker, Spieler und Raucher geworden, er hatte wegen Mißhandlungen, wegen Drohungen, wegen Eigenthumsbeschädigungen von den Gerichten gestraft werden müssen.

Ende Sept. 1866 kehrte er ins elterliche Haus zurück. Sein Vater war gestorben. Er wollte seiner Mutter in der Wirthschaft helfen; es war wohl nur ein Vorwand. Er kam als der rohe, verwilderte Mensch zurück. Er blieb so. Die Leumundszeugnisse sagen über ihn: „Er galt all-

gemein als ein lieberliches, zu allem fähiges Subjekt, das lieber sich dem Trunk und Spiel als der Arbeit ergab.“ Er war unverheiratet, damals 26 Jahre alt.

Johannes Meier und Jakob Bischofberger waren Schulkameraden gewesen trotz der Verschiedenheit ihres Alters. Sie machten sofort wieder Bekanntschaft mit einander. Sie wohnten in demselben Hause; sie hatten beide keine Lust zu arbeiten; sie zogen beide lieber in die Wirthshäuser zum Trinken und Spielen. Und Bischofberger hatte den Mann, dessen der feige Mörder zur Ausführung seiner Mordgedanken bedurfte. Anfangs beklagte er gegen Meier sich nur über seine Frau; sie lasse ihm kein Geld zukommen, taue zu nichts, sei böse gegen ihn; zu dem allem werde er von den Leuten ausgelacht. Aber schon nach wenigen Tagen hatte er mit dem, was er auf dem Herzen hatte, gegen seinen Kameraden herausrücken können.

Die Mißhandlungen der Frau waren unterdeß wieder häufiger geworden. Noch 14 Tage vor ihrem Tode klagte sie im Pfarrhaus zu Rheineck über ihren Mann. Die blauen Flecken in ihrem Gesichte bezeugten die Wahrheit ihrer Rede.

Zu derselben Zeit, vielleicht an demselben Tage, war ihr Tod unter den beiden schlechten Menschen eine beschlossene Sache. Es hatte dazu nur der wenigen Tage ihres neuen Zusammenlebens bedurft. Im Anfang Oktober war Meier nach Hause gekommen; nach 14 Tagen konnte Bischofberger ihm schon geradezu den Antrag machen, ihm seine Frau aus der Welt zu schaffen! Eine besondere Veranlassung haben sie nicht angegeben; sie hatten wohl keine, sie bedurften auch keiner. Bischofberger bot einfach dem Meier 200 Fr., „wenn er ihm das Weib ab dem Halse richten könne.“ Meier machte keine Umstände; „er werde es schon thun, wenn es eine Gelegenheit gebe.“ So waren sie einig und sie sprachen öfter über die Sache und eine Gelegenheit. Bischofberger wiederholte dabei sein Gebot der 200 Fr.; er versprach bis zu 500 Fr., um sich den Kameraden zu sichern; nach dem Tode der Frau werde er sein Heimwesen verkaufen und so zu Gelde kommen. Die Gelegenheit sodann, da sie sich nicht darbot, wurde gemacht. Die Frau Bischofberger's war einmal, als sie noch in der Tobelmühle wohnten, in ihrer Ungeschicklichkeit in den Tobelbach gefallen.

Daran dachte er wieder. „Seine Frau mußte im Wasser umkommen; die Leute mußten glauben, sie habe sich verirrt und sei durch Zufall in dem Wasser verunglückt.“ So sagte er zu Meier und Meier wußte dafür Rath. Er kannte ein passendes Wasser in der Gegend; er sprach davon zu Bischofberger. Sie wurden einig, daß die Frau darin ertränkt werden solle.

Am Dienstag, 6. November (1866), beriethen sie des Morgens ihren Plan; an demselben Abende sollte dieser ausgeführt werden. Nach Tisch trafen sie die Anstalten zu der Ausführung. Die Frau wurde auf den Abend zu einer gemeinsamen Zusammenkunft in das Zoller'sche Wirthshaus in der Speck bei Thal, unweit von dem Wasser entlegen, bestellt. Sie wollten dort „süßerlen“ (Sauser trinken), sagte Bischofberger zu ihr.

Dann führte Meier den Bischofberger zu dem Wasser, um die Gelegenheit zu besehen.

In der Gemeinde Thal liegen alte Steinbrüche, in denen längst nicht mehr gearbeitet wird, und die Jahr ein, Jahr aus voll Wasser stehen. Sie liegen hart an einem schmalen Sträßchen, das bei Tage wenig, bei Nacht gar nicht begangen wird. Die nächsten Häuser liegen stark 200 Schritte entfernt. Sie stehen in einer Reihe, im hintern Rain genannt. In einer der „Steingruben“ sollte die Frau ihren Tod finden. Die beiden Mörder giengen auf Umwegen dahin. Bischofberger kannte sie noch nicht. Es waren ihrer 5; sie lagen sämmtlich längs dem kleinen, schmalen Sträßchen. Die mittlere stieß unmittelbar an dieses; sie war zugleich die größte und tiefste. An ihr blieben die beiden Verbrecher stehen. Das Wasser darin war grünlich. Sie sei wohl tief, sagte Bischofberger. Sie sei tief, erwiederte Meier. Sie besehen die Grube näher, das Ufer, den Weg, die Gegend. Die Grube war 16—20 Fuß breit, mindestens 80 lang. Sie hatte, wie sich nachher ergab, eine Tiefe von durchweg 20 Fuß. Das Ufer nach dem Sträßchen hin hatte eine Höhe von 3 Fuß über dem Wasser; es war abschüssig, an den meisten Stellen fast senkrecht; nur hin und wieder stand einiges Gesträuch daran. Das Sträßchen war kaum 4 Fuß breit. Die Gegend umher war leer und öde; nur jene Häuser am hintern Rain waren zu sehen.

Hier könne es gehen, sagte Bischofberger. Meier hatte ihn in der Meinung hingeführt.

Bischofberger sagte dem Meier wiederholt die 200 Fr. zu. Dann giengen sie ins Zollersche Wirthshaus, wohin sie die Frau bestellt hatten.

Sie wollten hier die Frau betrunken machen, damit man um so mehr glauben solle, sie sei durch eigene Schuld in dem Wasser verunglückt. Spät in der Nacht sollte sie dann an den Gruben vorübergeführt, bineingestossen werden.

Sie überlegten alles mit großer Rube und Umsicht. Das schwere Verbrechen, das sie vorbereiteten, war ihnen wie eine gleichgültige Sache. So tief war Bischofberger in den wenigen Monaten gefallen. Meier war wohl schon lange der Mann gewesen, „der zu allem fähig war.“

Sie kamen gegen 5 Uhr abends in dem Zollerschen Wirthshause an. 3 Viertelstunden nach jenen traf die Frau Bischofberger ein. Sie trug eine Laterne bei sich, da es schon dunkel war. Sie „süßlereten“ mit einander. Die beiden Männer suchten die Frau betrunken zu machen, damit das unglückliche Schlachtopfer ihnen desto sicherer verfalle. Sie benahmen sich dabei mit einer empörenden Roheit. In der Wirthsstube war eine Näherin am Arbeiten und ein Nachbar zum Besuch. Die Näherin fragte den Meier, wer die Frau sei. Das sei des Bischofberger's Frau, antwortete er, ein „nütziges, wüßtes Mensch, die zu nichts tauge als zum Essen und Trinken und Schlafen. Wenn er ein solches Weib hätte, er würde bald mit ihr fertig werden.“ Bischofberger bestätigte, daß seine Frau ein „nütziges Mensch“ sei. Als die Frau mit den Wirthsleuten Kaffee trank und Kartoffeln dazu aß, sagte Meier: „Da sehet, wie sie fressen und saufen mag.“ Das Alles wurde mit lauter Stimme gesprochen, daß alle es hörten, nur die Frau selbst in ihrer Harthörigkeit nicht. Ob der Unglücklichen nicht dennoch, trotz ihres Schwachsinns, an den beiden Bösewichtern etwas aufgefallen war? Sie war sehr auf ihrer Hut; sie nahm sich ganz gegen ihre Gewohnheit mit dem Trinken in Acht. Sie mußte zum Trinken genöthigt werden; sie wußte dann oft, ohne daß die beiden es gewahrten, den Inhalt ihres Glases in das Glas ihres Mannes zu gießen. Um 9 Uhr wollte sie heimgehen. Den Mördern war es noch zu früh; sie mußten mit dem Verbrechen bis zum Nahen der Mitternachtsstunde warten. Sie erwarteten noch jemanden, sagte Meier zu der Frau. Um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr bra-

chen sie endlich auf, nach Hause, wie sie sagten.

Sie giengen zuerst in der breiten Landstraße, dann bogen sie in das schmale Sträßchen ein, das zu den Steingruben führt. Die Frau hatte sich in dem Wirthshause die Laterne anzünden lassen; Bischofberger nahm sie ihr ab und gieng damit voraus. Meier und die Frau folgten ihm. Meier hatte den Arm der Frau genommen. So führten sie durch die stille, dunkle Nacht, fortwährend nur mit ihren Mordgedanken beschäftigt, die arme Frau ihrem Tode entgegen. Sie kamen in die Nähe der Steinbrüche. Bischofberger blieb stehen, bis seine Frau und Meier bei ihm waren.

Jetzt sei es dann recht, sagte er zu Meier; bei den Wassergruben wolle er schnell voranlaufen; Meier solle dann nur soweit ufe laufen (nach dem Rande der Wassergrube) wie möglich, sie werde dann schon hinunter feien (fallen).

Sie giengen weiter. Als sie die Steingruben erreicht hatten, lief Bischofberger, wie er gesagt hatte, mit der Laterne schnell weiter. Meier und die Frau waren im gewöhnlichen Schritt gegangen. Meier hatte die Frau noch am Arm; sie war an der Wasserseite. Im Gehen drängte er sie nach dem Rande der Grube hin, der mittlern der fünf, der breitesten, der mit dem senkrechten, fahlen, 3 Fuß hohen Ufer, unmittelbar an dem Sträßchen liegenden. Er drückte, er drängte sie über den Rand hinaus, sie fiel. „Und wie sie fiel“, lautet sein Geständniß, „riß ich den Arm los und ließ sie ins Wasser plumpen; sie that einen Schritt und fiel ganz gerade hinunter.“ Er sprang, ohne sich weiter nach ihr umzusehen, dem Bischofberger nach.

Bischofberger war ohne Aufenthalt nach den Häusern hinterm Rain zu gerannt. Sie hatten es so verabredet. An dem ersten Hause traf Meier mit ihm zusammen. Sie standen und horchten nach den Steingruben hin. Sie hörten die Arme um Hilfe rufen. Die Unmenschen hatten nur Angst, daß der Frau Hilfe kommen möge.

In der That schien es, daß ihr Rettung werden sollte. Ein am andern Ende der Häuserreihe wohnender Arbeiter, der Steinbrecher Tagmann, hatte spät in der Nacht seine Frau von der Arbeit aus der Nachbarschaft abgeholt. Es war gegen halb zwölf, als sie in dem einsamen Sträßchen an den Steingruben ein Licht sich bewegen sahen. Gleich darauf hörten sie in derselben Gegend

Angstrufe, von denen die Laterne sich eilig entfernte. Es war eine weibliche Stimme, die aus der einsamen, öden Gegend in der Mitternacht um Hilfe rief. Tagmann weckte den nächsten Nachbar; sie nahmen eine lange Stange mit Zinken, eilten damit zu den Gruben, hörten in der mittlern noch ein Plätschern und „ein letztes Stöhnen“, riefen, bekamen keine Antwort, durchsuchten mit der Stange die Grube, fanden aber nichts, hörten keine Bewegung mehr, mußten von weitern Nachforschungen absehen und verschoben fernere Nachsuchungen auf den Anbruch des folgenden Tages.

Die beiden Mörder, als sie Leute in der Nähe sich regen hörten, waren nur auf ihre eigene Rettung bedacht gewesen. Bischofberger warf die Laterne in eine Müllengrube. Beide sprangen davon und rannten auf Umwegen nach ihrer gemeinschaftlichen Wohnung. „Wenn jetzt das Weib nur todt ist!“ sagte Bischofberger im Lauf zu Meier; „dann werden wir einen lustigen Norschacher Jahrmarkt haben.“ Darauf machte er Pläne, wie er das Heimwesen und den Brautwagen der Frau verkaufen wolle, um zu Geld zu kommen. War er schon so ganz verkommen, daß er davon reden konnte? Oder wollte er sich damit vor der Angst, vor dem Vorwurfe seines Gewissens retten? Schlafen konnte er die Nacht nicht. Meier konnte es. Am andern Morgen giengen beide zeitig aus, um zu erfahren, ob die Frau schon gefunden sei.

Am demselben Morgen früh hatten die Bewohner des hintern Rain in den Steingruben gesucht und aus der mittlern den Leichnam einer Frau herausgezogen, die als die Frau Bischofberger erkannt wurde. Der Steinbrecher Tagmann hatte zugleich den Behörden Anzeige gemacht. Ein anderer Nachbar, der Obsthändler Dornbirer, hatte den Bischofberger aufgesucht, um ihm den Tod seiner Frau mitzutheilen. Er fand ihn im Wirthshause. Er fragte ihn zuerst, ob er seine Frau nicht vermisse. Sie sei noch nicht nach Hause gekommen, war die gleichgültige Antwort. Dornbirer sagte ihm, daß die Leiche seiner Frau in den Steinbrüchen gefunden sei, und forderte ihn auf, mit ihm hinzugehen. Bischofberger „starrte bei der Nachricht so furios in den Tisch hinein“, war aber bereit, mitzugehen. Beim Anblick der Leiche war er

wieder „trocken und hölzig.“ So fand ihn der Untersuchungsrichter, der bald nachher an Ort und Stelle eintraf. Er wurde gefragt, wie seine Frau hieher gekommen sei. Er wurde sichtlich verlegen. Er sei gestern Abend mit der Frau und dem Metzger Meier bei Zoller in der Speck zum Trunk gewesen; auf dem Heimwege müsse das Weib sich hieher verirrt haben, während Meier und er weiter gegangen seien.

Er hätte sich kaum stärker verdächtigen können. Er wurde verhaftet. Er leugnete; er verwickelte sich in Widersprüche. Auch M. sollte verhaftet werden. Er hielt sich verborgen. Man konnte ihn erst am dritten Tage auffinden. Er legte sofort ein volles Geständniß ab. Jetzt gestand auch Bischofberger.

Beide Verbrecher wurden vom St. Galler Kantonsgericht wegen Mordes zum Tode verurtheilt.

Sie suchten Begnadigung nach; sie selbst, für sie ihre Bertheidiger, ihre Verwandten.

Beide Bertheidiger beriefen in ihren Gnaden gesuchen sich auf den gegenwärtigen Stand der Frage über die Todesstrafe. Sie zeigten, wie in dem vorliegenden Falle durch die Begnadigung die öffentliche Sicherheit in keiner Weise gefährdet werden könne, wohl aber jener erhabene Zweck der Strafe, den Verbrecher zu bessern, bei beiden Verurtheilten, die früher ordentlich und rechtschaffen gewesen, erreicht werden könne. Der Bertheidiger Bischofberger's sagte dabei: „Wird diese Besserung erreicht durch die wenigen drei Tage, welche den Verurtheilten zur Vorbereitung zum Tode vergönnt werden? Oder wird sie dadurch erreicht, daß durch das Fallbeil mit einem Streiche sein Kopf vom Rumpfe getrennt wird. Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bessere und lebe.“

Am 9. März 1867 trat der Große Rath des Kantons St. Gallen zusammen, um über die Begnadigungsgesuche zu berathen. Die Begnadigung Bischofberger's wurde mit 87 gegen 31, die Meier's mit 96 gegen 21 Stimmen ausgesprochen. An die Stelle der Todesstrafe trat kraft des Gesetzes lebenslängliches Zuchthaus.

Möge ihre Geschichte eine warnende sein! Die schlechte Begierde führt zur Leidenschaft, die Leidenschaft zum Laster, das Laster zum Verbrechen — und welch ein elender Mensch ist für sein ganzes Leben lang der Verbrecher!